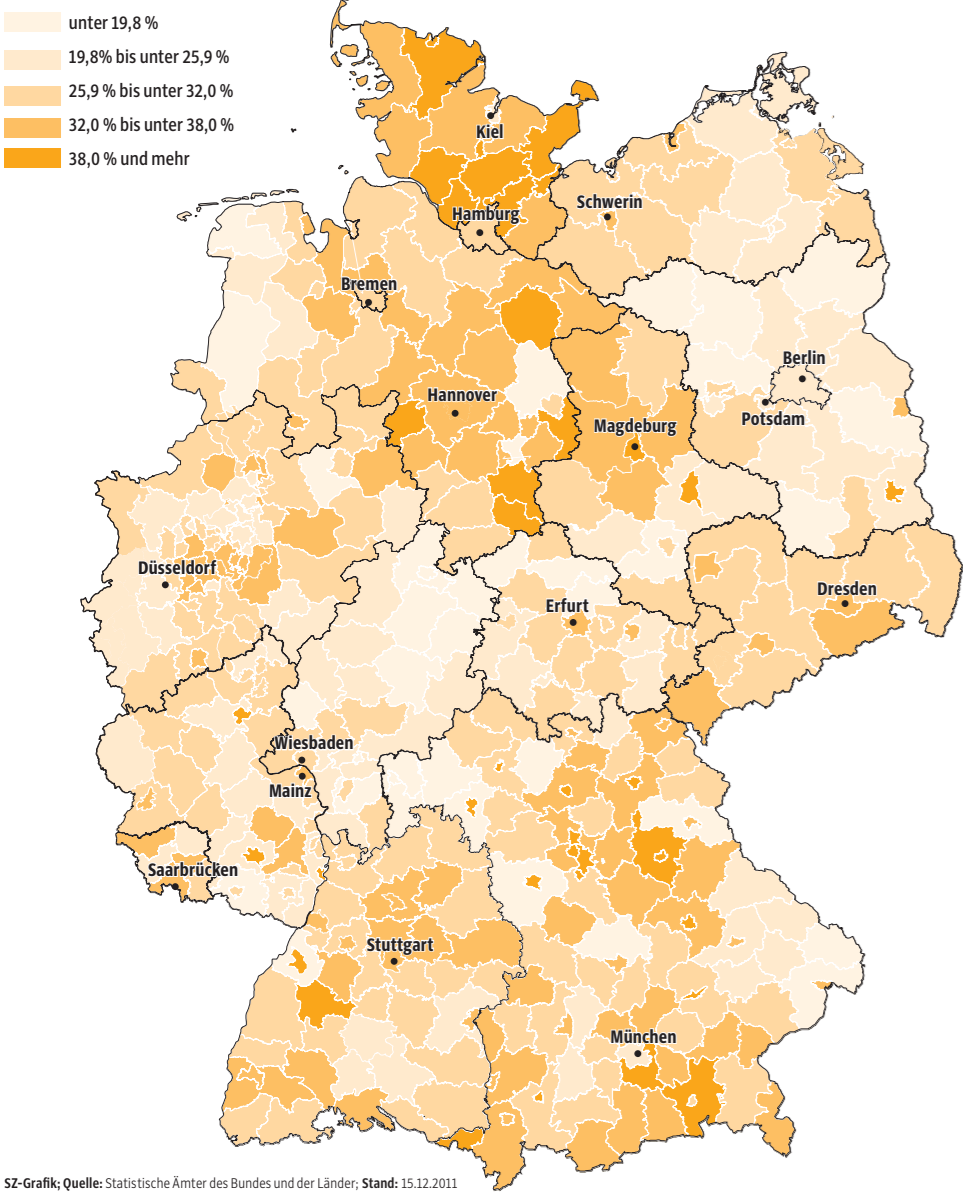


Anteil der Pflegebedürftigen, die im Heim betreut werden



Zahlen, bitte

In Deutschland sind aktuell mehr als 2,6 Millionen Menschen pflegebedürftig. Knapp 1,9 Millionen werden zu Hause versorgt, die Hälfte von Angehörigen, die andere Hälfte von oder mit Hilfe von ambulanten Pflegediensten. 764 000 Menschen, also knapp ein Drittel aller Pflegebedürftigen, leben im Heim. Die Wahrscheinlichkeit, im Alter in eines der bundesweit 13 000 Pflegeheime zu kommen, unterscheidet sich von Bundesland zu Bundesland stark (siehe Karte). Am höchsten ist sie in Schleswig-Holstein: 40 Prozent aller Pflegebedürftigen erhielten dort im Dezember 2011 eine vollstationäre Dauerpflege. In Brandenburg waren es nur 23 Prozent. Auch zwischen den Landkreisen gibt es deutliche Unterschiede. Den höchsten Prozentsatz hatte 2011 die bayerische Stadt Landshut mit einem Anteil von 48 Prozent. Am niedrigsten war die Quote in den Landkreisen Uckermark (Brandenburg) und Freyung-Grafenau (Bayern) mit jeweils nur 15 Prozent.

Wie hoch die Heimquote ist, hängt stark vom Ausbau der ambulanten Dienste ab“, sagt Alexander Künzel, Vorsitzender der Bremer Heimstiftung. Und davon, wie Kommunen Quartierskonzepte und alternative Wohnformen fördern. „Ein dritter Faktor sind die Angehörigen. In Regionen mit höherer Arbeitslosigkeit ist die Wahrscheinlichkeit, ins Heim zu kommen, etwas geringer.“ Um die Pflege zu Hause stärker zu fördern, gilt seit dem 1. Januar 2015 das Pflegegeldgesetz. Menschen mit „erheblich eingeschränkter Alltagskompetenz“ – oft Demenzerkrankte – stehen künftig fast alle Leistungen der Pflegeversicherung zu. Tages- und Nachtpflege können außerdem zusätzlich zu den Geldleistungen für häusliche Pflege in Anspruch genommen werden. Neu ist auch die Förderung von Pflege-WGs mit bis zu 16 000 Euro. Für die Finanzierung stieg der Beitragssatz um 0,3 Prozentpunkte auf 2,35 Prozent (Kinderlose: 2,6 Prozent).

Durchschnittlich zahlt jeder Bürger laut Barmer GEK Pflegereport 2012 im Lauf seines Lebens 31 000 Euro für stationäre Betreuung plus 6000 Euro für ambulante Versorgung. Tendenz steigend. Frauen werden dabei vor allem wegen ihrer längeren Heimpflege deutlich mehr belastet. Sie müssen zu ihren Pflegekosten privat etwa 45 000 Euro beisteuern. Bei den Männern beträgt der Eigenanteil rund 21 000 Euro. SZ



Mittagschläfchen auf der Couch im Wohnzimmer: Eva Hütter ist eine von acht Bewohnern der Potsdamer Demenz-WG. Zwei Pflegekräfte kümmern sich hier um sie und die anderen. Die Leitung der WG übernehmen die Angehörigen. In Pflegeheimen ist ein Mitarbeiter oft für zehn und mehr Bewohner zuständig.



Oben: Christina Lange holt ihre Mutter Hildegard Patzwald für einen Spaziergang aus der Demenz-WG in Potsdam ab. Dort hat jeder Bewohner sein eigenes Zimmer. Die Einrichtung ist behaglich und zusammengewürfelt, eher Studenten-WG als Pflegeheim.

Unten: Die jüngste Bewohnerin ist zwei, die älteste 76 Jahre alt – in Aschaffenburg leben 42 Menschen und drei Generationen zusammen unter einem Dach. Das ist meistens sehr bereichernd, aber manchmal auch ganz schön anstrengend, außer für die Kinder.

FOTOS: ENVER HIRSCH



WIE EINE ZWEITE FAMILIE

In Aschaffenburg leben 42 Menschen unter einem Dach

men am großen Tisch im Gemeinschaftsraum, dann fragt man sich tatsächlich kurz, warum nicht alle Menschen in solchen Häusern wohnen. Gestern haben sie in der Gemeinschaftsküche Plätzchen gebacken, morgen früh werden sich ein paar Damen zum Yoga treffen, danach folgt eine Filmmatinee. 14-tägig trifft sich der Chor, einmal im Monat die Theatergruppe. Resi bügelt für Susanne die Wäsche. Susanne schreibt einen Theateras schwarze Brett, wenn sie einen Babysitter für Lukas braucht. Flora, 2, geht zu Rita, 76, wenn sie vorgelesen bekommen will. Beate setzt sich auf ihren Balkon, wenn sie jemanden zum Quatschen sucht. „Das Allerschönste hier ist, dass einfach immer jemand für einen da ist!“, sagt Rita Rehberg.

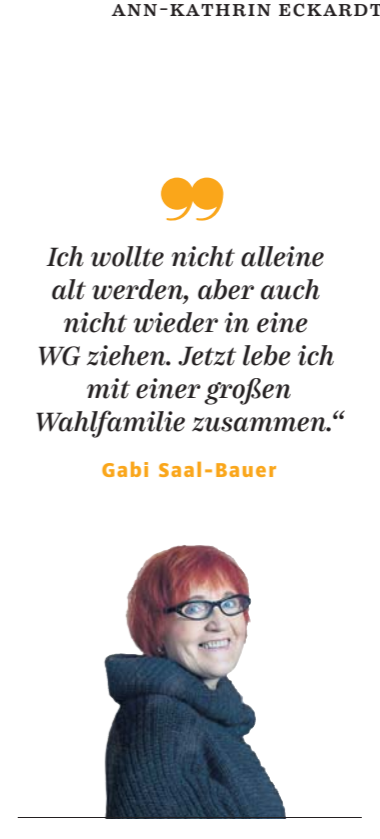
Alleerdings nicht zum Pflege, so weit geht die Nachbarschaftshilfe nicht. Aber für andere einkaufen, wenn einer krank ist, das ist hier selbstverständlich. Oder trösten. Als vor ein paar Monaten Ritas Kater Samy starb, luden die einen Nachbarn sie zum Frühstück ein, die anderen zum Kaffee. Das ganze Haus trauerte mit ihr.

Ein deutsches Bullerbü ist aus der Kaserne trotzdem nicht geworden. Wenn die monatliche Hausgemeinschaftssitzung, eine Pflichtveranstaltung für alle Bewohner, mal ausfällt, sind die Bewohner und die Antworten auf den demografischen Wandel finden müssen, mit der Stadt geeignete Haus suchen, Haus von der Stadt kaufen und renovieren lassen, Bewohner auswählen, Wohnung von der Stadt mieten, einzeln. In der Langversion vergingen dann doch mehr als zehn Jahre von der Idee bis zum Einzug. „Wir hatten ja überhaupt keine Ahnung, wie man so etwas angeht“, sagt Gabi Saal-Bauer. Klar war nur: Viel Eigenkapital hatten sie alle nicht. Neben der finanziellen Frage ging es vor allem darum, wer dort überhaupt wohnen sollte. Nur Freunde und Verwandte? Oder auch Wildfremde? Sie entschieden sich schließlich für Letzteres und gründeten einen Verein. Zur ersten öffentlichen Info-Veranstaltung kamen die Leute in Scharen. 200 Interessierte. „Dabei hatten wir damals weder ein Objekt, noch eine genaue Vorstellung von der Bewohnerzahl“, erzählt Saal-Bauer. Zum Kennenlernen organisierten sie einen monatlichen Stammtisch. Irgendwann in einer der schlaflosen Nächte wurde Gabi Saal-Bauer klar: Zehn Wohnungen reichten nicht. Da wird zu viel beobachtet, zu viel getratscht.

Als sie drei Jahre später von der Stadtbau Aschaffenburg verschiedene Häuser präsentiert bekamen, fiel die Wahl deshalb auf ein ehemaliges Gebäude der US-Armee. Zwei Häuser, in Keller und Erdgeschoss miteinander verbunden, vier Parzellen, fünf Familien, darunter drei Alleinerziehende, mit insgesamt acht Kindern, zwei Hunde, zwei Katzen und eine Schildkröte. Die jüngste Bewohnerin ist zwei, die älteste 76. Erlebt man sie alle zusammen

mit zwei Pflegekräften werden sie Rollstühle schieben, Speisen klein schneiden, Schuhe zubinden, Windeln wechseln und zwischendurch immer wieder papierdünne Haut streicheln. Acht Stunden können sie sich dafür am Ende des Tages auf einem Konto schreiben lassen. Für spätere, schwere Zeiten der eigenen Hilfebedürftigkeit. Oder sich für eine geringe Entlohnung entscheiden.

Dass dieser Betrag eher klein ist, kommt den Gäten zugute. Die Einrichtungen der Genossenschaft sind preiswerter als im Rest des Länders. Acht Stunden in der Tagespflege kosten je nach Pflegestufe zwischen 35 und 60 Euro am Tag. So können es sich zum Beispiel Kinder eher leisten, die Eltern selbst zu pflegen, ohne dabei ihr eigenes Leben völlig an Augen zu verlieren. Die Tagespflege ist zu zerstreuen. Denn schon eine über wenige Monate anhaltende Vollzeitpflege in der Familie kann die Angehörigen physisch und psychisch erheblich belasten. Die Folge ist am Ende



ANN-KATHRIN ECKARDT

Ich wollte nicht alleine alt werden, aber auch nicht wieder in eine WG ziehen. Jetzt lebe ich mit einer großen Wahlfamilie zusammen.“

Gabi Saal-Bauer

EINE STADT PFLEGT SICH SELBST

In Riedlingen helfen Freiwillige den Betagten und bekommen dafür später Hilfe zurück

Kurz bevor der nachmittägliche Nusszopf auf den Tisch kommt, schreiben die Betreuerinnen wie üblich den Zettel für Hilde Ege. „Hilde wird um 15.30 Uhr mit dem Bus nach Hause gebracht“. Immer wieder streicht die Hochbetagte über das Papier; es ist ihr Schlüssel, ihre Verankerung in der Welt. Längst nicht alle Gäste, die die Tagespflege im schwäbischen Riedlingen besuchen, wissen, wie sie wieder heimkommen. Manche haben nur undeutliche Vorstellungen davon, wo sie sind. Doch dass sie ein Zuhause haben, wissen alle. Gabe es die Tagespflege der Seniorengenosenschaft nicht, bliebe manchen nur der Umzug ins Pflegeheim.

Maria Friedrich und ihre Schwester Elisabeth Bläicher kennen die eigenen Rituale und die deuten etwa 20 Gästen der Einrichtung Halt geben. Sie sind vertraut damit, dass Johanna Eiger ihnen vor dem Mittagstisch einen Kuss aufdrücken wird. Sie wissen, welche der alten Menschen nach der

Mittagsruhe ihre Zeit zum Richten von Kleidung und Haar brauchen und welchen sie den wirren grauen Schopf kämmen müssen. Die beiden Hausfrauen – 55 und 63 Jahre alt – gehören zu den fast 700 Einwohnern, die sich in der Seniorengenosenschaft engagieren. Vor 23 Jahren, als immer mehr junge Menschen aus dem Ort wegzogen, entwarfen die Einwohner einen Plan, so bestrickend vernünftig und sozial, dass man sich fragt, warum Riedlingen nicht längst überall ist: Wer kann, hilft den Betagten und bekommt dafür später im gleichen Maße Hilfe zurück – vorausgesetzt, der Ort hat dann noch genügend Einwohner und die Genossenschaft genügend Mitglieder. Acht Stunden werden Maria Friedrich und Elisabeth Bläicher heute mit den Senioren singen, einem Gottesdienst bewohnen und viel schwätzen, wie man hier sagt. Gemeinsam mit zwei Fachkräften werden sie Roll-

BERIT UHLMANN

Hiergeblieben

Unser Autor kümmert sich um seine Eltern, statt Karriere zu machen

Buenos Aires ist eine schöne, aufregende Stadt – dort Korrespondent zu sein, ist ein Journalisten Traum, vor allem, wenn man jahrelang darauf hingearbeitet hat. Dass ich nicht, kurz bevor dieser Traum wahr wurde, dann doch für München-Neuperlach entschieden habe, hatte zwei Gründe: meine Mutter und mein Vater. Um es vorweg zu sagen, es war keine schwere Entscheidung; es war die einzig mögliche. Mein Arbeitgeber wartete gerade auf meine Zusage für Südamerika, als mich ein Anruf der Nachbarin meiner Eltern erreichte. Meine Mutter sei „umgekippt“. Das war in ihrem Alter – 88 – schon mal vorgekommen und immer glimpflich ausgegangen. Aber diesmal war es ernst. Als ich im Krankenhaus ankam, lag sie festgeschallt und mit Schläuchen verkabelt auf einer Trage, fertig zum Abtransport in eine Spezialklinik zur Not-OP. Ihr war die Aorta geplatzt, wie ein poröser Schlauch, so drückte es der stark schwitzende Notarzt aus.

Als sie in den Ambulanzwagen geschoben wurde, sagte meine Mutter zu mir jenen trockenen, halbröhlichen Satz, den sie so oft zu sich selbst gesagt hatte, etwa 1945 als junge Frau der Pflegebedürftigkeit endete. Damit wollen wir nicht in der Pflegestation lassen, aber zu Hause können sie ihn auch nicht mehr betreuen nach der Herz-OP. Also eine Polin ins Haus holen? „Dann lieber umziehen!“ Ich machte mich auf die Suche. Dabei lernte ich, dass unser Pflegesystem aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Es taugt für Großfamilien, nicht für berufstätige Alleinstehende – und schon gar nicht für überforderte Einzelkinder wie mich. Wir hatten zu Hause alles gehabt: Treppenlift, Badedhilfe, Seniorenklingel. Mehr bieten auch die meisten Seniorenresidenzen nicht, die unter „betreutes Wohnen“ firmieren. Das sind eher Investorenmodelle als Betreuungseinrichtungen, gemacht für die Rüstigen. Sie spielen ein idealisiertes Alter vor, das mit

der Pflegebedürftigkeit endet. Damit wollen sich viele Häuser nicht abgeben. Wenn es dort nicht mehr geht, bleibt meist nur das Altenheim von Mutter Kirche. Eines haben alle Angebote gemein: Sie sind so teuer, dass sie die Ersparnisse eines Lebens im Nu auffressen. Das bringt nicht weniger Leute in die missliche Lage, hoffen zu müssen, dass sie sterben, bevor ihr Geld alle ist – oder das ihrer Kinder. Denn die haben für ihre Eltern zu sorgen, so will es das Gesetz.

Meine Eltern haben ihr kleines Vermögen zum Glück in einer Zeit aufgebaut, als es noch Zinsen gab und die Aktienkurse langsam aber stetig stiegen. Solche Vermögensbildung ist heutzutage allenfalls ausgebufften Aktienfreaks möglich. Meine Mutter beschloss schließlich, zusammen mit meinem Vater in ein Seniorenhaus mit betreutem Wohnen und Pflegestation in München-Neuperlach zu ziehen. So eine Kombination ist selten, die Wartelisten sind lang, wer einen Platz angeboten bekommt, schlägt besser zu, auch wenn das Haus verschlossene Teppiche hat. Im August 2011 starb mein Vater dort gestorben, mit 91, er hatte ein friedliches Letztes Jahr, ohne Stress und Sorgen. In seinem Sessel hat er noch „Sobolmow“ gelesen, einen 700-seitigen russischen Roman. Eine erstaunliche Leistung für einen Mann, der aus dem Krankenhaus für dement erklärt hatte, weil dort niemand Zeit hatte, ihm zuzuhören. Wir haben eine schlichte Beerdigung für ihn organisiert, wie das in protestantischen Häusern üblich ist.

Meine Mutter wohnt weiter in dem Seniorenheim. Sie hat sich von der OP erholt und geht bei Sonne in den Park. Den kann ich von meinem Büro aus sehen. Ich bin froh, dass sich hiergeblieben bin. SEBASTIAN SCHOFF

BESSER BERATEN

In Mannheim zeigt ein Verein, dass häusliche Pflege mehr sein kann als reine Versorgung

unserer heutigen Gesellschaft ordnen wir den Willen aller Menschen viel zu sehr sozialen Normen unter“, sagt Margot Klein. Alte Menschen würden oft in Krankenhäuser oder Psychiatrien eingewiesen „aber nicht, weil es wirklich notwendig ist, sondern weil es zum Beispiel das Gewissen besorgter Angehöriger beruhigt.“ Oft seien die Entscheidungen sogar unlogisch. „Stürzt ein alter Mensch, so heißt es oft. Der muss ins Heim.“ Dabei ist dort die Sturzgefahr viel größer, als zu Hause, wo er jeden Zentimeter kennt.“

Und dann ist da auch noch das große Unverständnis zwischen den Generationen. Anders als bei Kindern fällt es vielen schwer, sich in alte Menschen hineinzuversetzen. Die Scheu, Fremde um Hilfe zu bitten, die Scheu, sich beim Anziehen helfen zu lassen, die Angst, das vertraute Ehebett gegen ein Pflegebett tauschen zu müssen, die Verwirrtheit, wenn die Socken nicht mehr auf der Kommode, sondern auf dem Schrank liegen – all diese Erfahrungen haben die Jüngeren nicht so leicht gemacht.

Empathie ist deshalb eine Grundvoraussetzung für alle 80 Viva-Mitarbeiter. Neben drei Beraterinnen beschäftigt der Verein auch Pflege- und Hauswirtschaftskräfte mit denen er die individuelle Betreuung direkt umsetzen kann. Außerdem gilt: Die Klienten sollen so autonom wie möglich bleiben und nicht, wie so oft, schwächer gemacht werden, weil das leichter für die Pfleger ist.

Der wichtigste Grundgedanke aber ist die Verbindung von Sozialarbeit und Pflege. Denn verschiedene Studien haben gezeigt, dass die häusliche Pflege meist nicht am fehlenden Lift sondern an zwischenmenschlichen Konflikten und mangelnder Kommunikation zwischen Diensten, Ärzten und Angehörigen scheitert. Bevor das Betreuungskonzept erstellt wird, sprechen die Beraterinnen deshalb lange mit den Angehörigen, Naheam und Ärzten und helfen bei familiären Konflikten eine Familiensitzung ein. Schön und gut, aber die Kosten? Margot Klein zeichnet bei dieser Frage gerne zwei Kurven in ein Koordinatensystem. Bei der normalen häuslichen Pflege sind die Kosten zu Beginn niedriger, steigen dann aber bei einer Krise – zum Beispiel bei einem Sturz oder einer Erkrankung stark an. Beim Viva-Modell sind die Kosten zu Beginn wegen der aufwendigen Abstimmung etwas höher, dann sinken sie, und bleiben in der Regel recht lange konstant. „Die Leute sind nach einem langsamen Aufbau der Pflege weniger verwirrt und stürzen viel seltener, als wenn von heute auf morgen drei unbekannte Pfleger bei ihnen einfallen“, sagt Klein. Und sie bleiben länger selbstständig. Als dem alten Lehrer zum Beispiel der große Löffel zu schwer wurde, haben sie ihn nicht etwa gefüttert. Sie haben ihm einen kleinen Löffel gegeben. ANN-KATHRIN ECKARDT

Das Leben gibt Hildegard Patzwald, 91, und Johanna Ebner, 84, in letzter Zeit viele Rätsel auf. Wer das Saftglas vor ihr auf dem Couchtisch eingeschenkt hat zum Beispiel, kann sich Hildegard Patzwald beim besten Willen nicht erklären. „Ist schon wieder voll!“, sagt sie verwundert. Und wer die fallen Menschen im Raum sind? „Die gehört dazu“, murmelt sie und nickt zu einer auf der Nachbarcouch schlafenden Mitbewohnerin. „Aber die?“ Ihr Blick bleibt skeptisch an der Pflegerin hängen. Neben ihr macht Johanna Ebner eine wegwerfende Geste. „Kann man nicht wissen“, sagt sie. Womit das Thema für die Frauen geklärt ist, und sie sich anderen Fragen zuwenden, den Hauschwaden etwa, die Hildegard Patzwald gerade im Wohnzimmer entdeckt hat.

Das Leben mag zuweilen verwirrend sein, schlecht aber ist es offenbar nicht. Die Frauen verstehen sich. Und es sieht aus, als täten sie, was sie schon immer gerne taten: ein bisschen ratschen.

„Leben wie ich bin“ heißt die Wohngemeinschaft in Potsdam Babelsberg, in der die beiden Frauen zusammen mit sechs weiteren demenzerkrankten Menschen leben. Die WG soll ihnen ermöglichen, normales Leben ermöglichen. Acht Zimmer reihen sich entlang eines breiten, vom Licht großer Dachfenster durchfluteten Flurs, an dessen Ende sich eine große Wohnküche anschließt. Die Einrichtung ist behaglich und zusammengewürfelt, eher Studenten-WG als Pflegeheim. Ein Heim soll diese WG gerade nicht sein. Sie wurde von Potsdamer Eltern gegründet, die mit der Pflege der Eltern zu Hause überfordert waren, sie aber nicht in ein Heim geben wollten. Ein professioneller Pflegedienst versorgt die Bewohner. Die Angehörigen aber übernehmen als Trägerverein die Verantwortung. Vom Austausch der Glühbirnen bis zur Balkonbepflanzung haben alle Aufgaben. Diese Mischung aus Selbstständigkeit und einer doch gesunden Distanz zu den Kranken im Alltag zeichnet die WG aus. Sie unterscheidet sie auch von anderen, neuerdings oft von professionellen Trägern angebotenen Pflege-WGs.

Mindestens eine Pflegerin und eine weitere Betreuerin kümmern sich rund um die Uhr um die Kranken. Das ist mehr Personal als anderswo, und so bleibt viel Zeit, die Bewohner in die Hausarbeit einzubeziehen. Während eine Pflegerin Zitäten für eine Linsensuppe in einen Topf rührt und Frau Patzwald und Frau Ebner das Schauspiel vom Sofa aus beobachtet, schnippelt eine dritte Frau, die ehemalige Schauspielerin Thea Reichelt, neben ihrer Geste Gemüts. Die Bewohner tun hier, was sie immer gemacht haben und womit sie sich noch auskennen. Das beruhigt. Die WG hat deshalb wenig Probleme mit aggressiver oder aggressiver Kränken.

Teils als ein Heim sei es bei ihnen trotzdem nicht, sagt Birgitta Neumann, eine der Gründerinnen. „Wir wollen eben keinen Profit machen.“ Das Konzept erinnert an Elterninitiativen, die in Eigenregie Kindergärten eröffnen. Die ersten diesjährigen Vertreter sind in den Sitzergärten als Gegenbewegung zu den autoritären Erziehungskonzepten. Auch die Gründer der Potsdamer Pflege-WG wollen mit ihrem kleinen, nah an die Angehörigen gebundenen Konzept neue Wege gehen. Der Anfang war schwer: Da waren die mühsame Wohnungssuche in Potsdam, die Auflagen des Bauamts und der anfängliche finanzielle Engpass, bis die Mietwohnung voll besetzt war. Eine Hängepartie, die sie nur dank einer Spende der Beemtsma Stiftung überstanden. Inzwischen aber hat die WG eine lange Warteliste, die Gründer haben ein Handbuch für Nachhomer geschrieben. Die Pflegerin hat Frau Patzwald nun um Hilfe beim Tischdecken gebeten. Diese verteilt beherzt Teller, rückt Stühle gerade. Frau Ebner spült derviel das Frühstücksgeschirr. Es ist nur der ganz normale Alltag. Doch im Alter ist solcher Alltag Luxus. NINA VON HARDENBERG



Ich wollte einen Ort für meinen Vater finden, an dem seine Persönlichkeit erhalten bleibt und er glücklich ist – trotz Demenz.“

Birgitta Neumann